

Maria und der Himmelsschlüssel

Autor(en): **Roth, Cécile**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 52

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

heig vom Seeli här vernoh. Elter Lüt hei bhertet, da Ingi öppis nid houfcher u daß das ganze Seeli verhäret u verzouberet Ingi, föll ne niemer wölle cho usrede. So isch es du derzue cho, daß me nah di nah ir ganze Gaged ume prichtet het, es geischteri bim Seeli u göng nid mit rächte Dinge zue. Wo denn ewägg het me em Seeli nume no ds Geißeeli gseit.

Einißch het ömel o ne junge, verwägene Bursch dies u äis vom Seeli vernoh u neue däm Gred fei Gloube chönne schäiche. Er het sich i Chopf gsetzt, ir nächschte heilige Nacht wöll er däm Wäse gah abluuße u gshoue, ob öppis a där Sach Ingi oder nid. D'Christnacht het er fasch nid möge erwarde. Wo Tag zu Tag het ne dr Gwunder bilängerschi meh plaget.

Nendliche isch d'Wiehnecht cho. Churz vor Mitternacht isch er zum Gadesfäischterli use gogeret, het süßerli gmacht, daß ne niemer ghöri, isch über ds Löibli tychet u wie ne Chaß über d'Stäge ache gschliche. Ersch überunne het er d'Holzboode agleit, isch nachhär dür d'Hoschtet us gshuehnet u gäg em Seeli ache gstampfet.

Dr Mon isch über em Wald gstande u het i eim furt vo ihm halte Liecht uf d'Werde ache gschüttet. Dr Schnee het glitzeret u glänzt, u mi hätt chönne meine, d'Wengel heige i dr Nacht hampfelewys Diamante u angere choschbare Züg über d'Matte gtreut. Dr Bursch isch wnterssch gange u isch nach eme Wylt zum Seeli cho. Dert het er sech süßerli hinger ne Studere glah, het d'Chappe töifer i ds Gesicht drückt, d'Händ i d'Hosefack stungget u wie ne Sperber gäge ds Seeli gspannset. D'Chelti het sich nah di nah dür d'Wheidig glah, u es het ne afah früüre u tschudere. Er het nid bsungerssch chönne gseh u het scho dra däicht, für ume heiz'gah. Sez isch's ihm uf ds Mal gsh, wie we wnt i dr Ferni e Glogge tät lüte. Fyn u dünn wie ne Silberfäde si d'Tön über ds Wasser cho. Er het glost u glost. Bilängerschi dütlischer isch ds Glüt worde. Ungereinisch het ds Wasser afah wälle, u us dr Löiffi ueche si siebe Wasserjumpere gskiege. Schneewiß Mäntu hei sie ane gha, ds wällig Haar isch ne übere Rügge ache ghanget u ne njeri hat ir Hand es brönnigs Cherzli trage. Ds Wasser het guldig ufglüüchtet u tuußig Ständli het sich drinne gspiegellet. Die siebe Seejumperi hei es Liedli gfunge u si gäge ds Ufer zue träppelet; drnah si sie obßigzue gstöffelet u hei am Waldrand still gha. Bi me ne junge, verschneite Tannli si sie bliebe stah, hei ihres Liedli z'wend gfunge u hei nachhär e Huffe Schneewißi Cherzli uf ds Tannli gsteckt u se drnah azündet.

Dr Bursch hinger dr Studere het nid chönne gnue luege. Ds Härz het ihm lut toplet, u er hätt em liebschte gholse mitsinge. E fettegi Pracht! I eim furt het er müesse stuuene, u er het drby inner halte Füß ganz vergäße.

Übere Wald η si fischterli Wüchli cho z'rnte. D'Cherzli si scho fasch ganz ache brönnit gsh, u wo d'Wasserjumperi wieder es frisches Liedli agstimmt hei, isch es Flöckli süßerli cho z'sägle, druf es zwöits, es dritts u nachhär het's afah schneie, was es het möge. Eis Cherzli um ds angere isch erlöschte; ds Liedli het ustönt, dr Liechterglanz am Waldrand isch uf ds Mal vergange gsh, u die siebe schön Jumperi si ume über ds Högerli ache em See zue gstöffelet. Ungereinisch si sie verschwunde. Mi het se nieme meh gseh.

Langsam isch dr Bursch heizue trappet. Süßerli isch er ume ds Stägli ueche tüsselet u dür ds Gadesfäischterli nche gskiege. Die längsch Znt het er nid chönne ηschlase; gäng wieder het er a die siebe schöne Meitschi u a die viele brönnige Cherzli müesse däiche, u es isch ihm gsh, wie we ins Härz no ganz voll Liecht u Glanz wäri.

Zum Nachdenken.

Gebet führt halben Wegs zum Paradies, die Stärke Des Glaubens klopft ans Tor, das aufstun Liebeswerke.
Fr. Rückert.

Christlieder.

Von Kurt Bod.

Nun springt das Brünlein Liebelob
Aus Schutt und dürrem Stein,
Der Rabenschrei stirbt fern im Wald,
Nun woll'n wir fröhlich sein.

Die Lichtlein brennen allzumal,
Die Schatten sind dahin, —
Nun gib mir deine sachte Hand,
Da ich geborgen bin.

Die große Glockenmelodie
Schwingt über aller Not,
Es fällt ein linder Himmelstau
Und schneiet rosenrot.

*

Nun springen Rosen aus dem tiefsten Schnee
Und fühle Floden huschen weich im weichen Wind,
Nun blühet Loblied aus verwelktem Weh
Und jede alltagsharte Hand liebkost uns lind.

Es rieseln ferne Flöten klar im Tau,
Wie sanfte Quelle ihr verschämtes Glück erzählt,
Und Gott verströmt im endlos weiten Blau:
Seit wir gewißlich aller Ewigkeit vernählt.

*

Still ist das Kreuz zerfallen
Wohl zu der halben Nacht,
Aus starrer Dornenkrone
Wildrosen sind erwacht.

Nun hat der Heiland wieder
Den Schritt zu Tal gelenkt,
Die Menschen lächeln gütig —
Christ hat sich neu geschenkt.

Maria und der Himmelschlüssel.

Sage vom Schlüsselblümchen. Erzählt von Cécile Roth.

Es war einmal ein armer, rechtschaffener Mann, der es trotz allem Fleiß auf keinen grünen Zweig brachte. Als nun der bittere Winter kam, hatte er nicht einmal mehr Arbeit. Was war da zu tun? Sein Weib und seine Kinderchen hungerten und froren, und wußten sich gar nicht zu helfen vor lauter Jammer. „Der Herrgott wird uns schon helfen“, tröstete der Mann; nahm Abschied von Frau und Kindern und machte sich auf den Weg zur Stadt; dort hoffte er Arbeit zu finden.

Weit war der Weg; mühsam, die von tiefem Schnee bedeckten Straßen, und der Hunger zwidte ihm den Magen und tat weh. Aber die Hoffnung hielt ihn aufrecht. Endlich erreichte er die Stadt, die große, graue steinerne Stadt. Dort ging er von Tür zu Tür, klopfte an, bat um Arbeit, klagte den fremden Menschen sein Elend, aber es war alles umsonst; denn die Leute hatten keine Arbeit. Niemand erbarmte sich seiner, niemand gab ihm Arbeit. Seine Not war so groß, daß ihm die hellen Tränen über den Bart liefen und er ganz verzweifelt war. Todtraurig kehrte er der Stadt den Rücken und trottete durch herrlichen Winterwald, über verschneite Wiesen und vereisten Feldwegen der Heimat zu.

Als die glitzerige Pracht, die märchenhaften Wunder des Winters sah er nicht. Wie wäre es auch möglich gewesen? Er hatte ja nichts heimzubringen als Mutlosigkeit und bittere Enttäuschung! Auch sein Gottvertrauen war beinahe geschwunden.

Er lief und lief, die Augen immer zu Boden gesenkt, in trübsinnigen Gedanken verfunken. Er kam an einem

Schloß vorbei; und als er so der Schloßmauer entlang schritt, erblickte er plötzlich, mitten aus Schnee und Eis hervorbühend, ein kleines goldgelbes Blümchen. Ach, wie das leuchtete, und wie das bescheidene Blümchen den armen Mann erfreute! Sein Herz taute auf, er bückte sich, brach behutsam das gelbe Schlüsselblümchen ab und steckte es auf seinen Hut. Er wollte es seiner Frau und seinen Kinderchen heimbringen, war doch heute Heiliger Abend, und hatte er ihnen ja sonst nichts zu schenken.

Weiter ging er die verschneite Straße entlang und freute sich über das reinste Himmelswunder; denn je mehr er daran dachte, desto wunderbarer kam ihm das Blümchen vor, das innen wie ein kleiner Schlüssel aussah, und so mitten im kalten Winter golden erblühte.

Bald gelangte er wieder zu einem Schlosse. Zu seinem größten Erstaunen sprang das Schloßtor auf, just als er vorüber gehen wollte, und aus dem Tore kam herfür eine wunderschöne, holde Jungfrau, lieblich und mild wie die Jungfrau Maria selbst. Die schöne Jungfrau winkte den armen Mann zu sich heran und bat ihn stumm, einzutreten. Er trat ein, und erblickte einen Tisch, auf welchem zwei schneeweiße Tücher aus feinstem Linnen ausgebreitet lagen. Auf dem einen Tüchlein aber türmten sich goldene Roggenkörner, auf dem andern volle, pralle Weizenkörner.

Da sprach die himmlische Jungfrau: „Greif zu, nimm von beiden Haufen je eine Handvoll mit“, und sie lächelte huldvoll dazu.

Der arme Mann tat, wie ihm geheißsen und steckte die Roggen- und Weizenkörner in seine Taschen. Da verschwand die Jungfrau und das Tor schloß sich wieder.

Als nun der Mann schon ziemlich weit gewandert war, bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß sein Schlüsselblümchen nicht mehr an seinem Hute steckte. Das schöne Blümchen, das er seiner Frau zu Weihnachten beschenken wollte. Da griff er zu den Körnern in seiner Tasch, und o Wunder! Es waren keine gewöhnlichen Körner mehr, sondern Körner aus schwerem, lauterem Golde!

Die Menschen hatten ihm nicht helfen können, Arbeit gab's keine, aber ein Blümchen hatte er gefunden, das ihm Tor und Schloß aufgetan und ihn zu seinem Glück geführt. Dankbaren Herzens, jubelnd und frohlockend zog er heim zu, heim zu seinen Lieben.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner. 3
(Schluß.)

Schneller als sie erwartet hatten, war Isidor wieder zurück. Um Mitternacht war er unten im Dorf aufgebrochen und in den ersten Morgenstunden wieder oben bei der Hütte. Er hatte ein Bohrreißer mitgebracht, zwei schwere Schlaghämmer, ein Säcklein Pulver und Zündschnur und dazu einen Vorrat von Eßwaren. Mit doppeltem Eifer nahmen sie das Tagwerk wieder auf. Der eine legte das Eisen an, die beiden andern schlugen im Takte darauf, und sie gönnten sich kaum eine Pause, um Atem zu schöpfen und den Schweiß von der Stirne zu wischen.

So verstrichen Tage und Nächte; Ede um Ede des grauen Gesteins wurde losgesprengt, Block um Block geprißt und als wertlos fahren gelassen, sodaß die Sprengstücke polternd in die Tiefe rasselten, dumpf aufschlugen und zerplitterten. Die Bruchflächen zeigten stets dieselben grauen, harten Körner wie die verwitterte Außenseite. Es war klar, das Gold saß tiefer drin im Fels.

„Wenn nur das Wetter hält!“ bemerkte Chechino und schaute mit Besorgnis um sich. „Aber der Oktoberwitterung ist nicht zu trauen, plötzlich kann ein Umschlag eintreten.“

Der Himmel hatte sein tiefes Blau verloren. Feine Dunstschleier überzogen das Firmament, Nebelwolken führen hier und da auf und setzten sich auf den Sätteln und Pässen fest. Der rauhe Wind, der von den Gletschern herstrich, war

ein untrügliches Zeichen, daß vielleicht eher, als man erwartete, der Winter ins Tal einzog, um nicht mehr zu weichen. Die Wolkenballen zwischen den Hochgipfeln waren wie vorgeschobene Posten, die vor der kommenden Gefahr warnten. Isidor wußte zu gut, was ein Schneesturm in dieser Höhe bedeutete, und er hatte keine Lust, sich mit der Frau Guxa zu messen. Die beiden Gefährten schauten nicht weniger besorgt nach der Wetterede und waren derselben Ansicht, daß man bald aufbrechen müsse, um sich in Sicherheit zu bringen.

Aber nicht, ohne den Schatz geschaut und mit dem Golde die Taschen gefüllt zu haben. Wofür hatten sie sich in diesen Tagen müde gekümmert und zu Tode geplagt? Sie verdoppelten die Anstrengungen bis in die tiefe Nacht hinein, gönnten sich nur wenige Stunden der Ruhe und waren wieder an der Arbeit, bevor die Nacht gewichen war. In kurzen Intervallen ertönten die dumpfen Hammerschläge, und die Sprengschüsse rollten in vielfachem Widerhall die Hänge entlang.

So verstrichen wieder zwei Tage, und sie merkten es kaum. Der Wind piffte um die Felsenköpfe und machte am hellen Tage ihre Hände erstarren. Es schien, als ob die drei Abenteuerer jeden Sinn für die Zeit verloren hätten. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Die Windstöße wurden heftiger und brachten kalte Regenschauer. Der Regen wurde zu Eis und Schnee, und Oktoberschnee hat Wurzeln. Da endlich! Welche Ueberraschung! Das Felsstück, das sie lösten, zeigte nicht mehr die schiefergraue Körnung, und im Gefels trat ein fadendünner Streifen von gelblicher Färbung zutage. Heiß hingen ihre Augen an dem goldenen Glanze. Die goldführende Ader war bloßgelegt. Sie warfen die Instrumente weg, schauten sich offenen Mundes ins Gesicht und stießen wilde Laute aus. Der Schwarze lachte in roher Lust, schlenkerte die langen Arme und humpelte auf seinem gekümmerten Fuß hin und her.

Die Goldader war getroffen; aber noch gab es ein heißes Stück Arbeit. Jetzt galt es das Metall herauszubringen.

„Vorwärts, ans Werk!“ schrie Chechino und ergriff den Eisenstab. Sie spürten nicht mehr die erstarrten Arme, die steifen Beine, die erfrorenen Hände; sie bohrten und hämmerten bis tief in den Nachmittag hinein. Endlich sprengten sie ein Stücklein weg, durch das ein dünner Goldfaden lief. Sie zerklügelten den Brocken und verteilten die Beute unter sich. Sie wollten sich für dieses Jahr damit zufrieden geben. Viel war es ja nicht, aber an das Wenige knüpfte sich eine große Hoffnung.

Chechino seufzte: „Mir sind die Arme wie gelähmt; jetzt spüre ich es, Teufel! Länger wäre es nicht mehr gegangen!“ Sie packten das Werkzeug zusammen und stiegen zur Hütte hinunter, um einen Bissen zu Essen. „Da habe ich etwas zum Doktern für meinen Fuß“, klagte Ginochi und hinkte langsam nach. Die Brantweinflasche wurde geleert, und in hastiger Rede ergingen sie sich in den kühnsten Plänen für die Zukunft. „Wenn die Goldader sich als ergiebig erweist, so haben wir unser Schäflein auf dem Trocknen“, sagte Isidor. „Aber Zeit ist's zum Gehen!“

Als er den Kopf zum Loch hinausstreckte und den bleiern Himmel betrachtete, erschrak er. Der Sturm war da und konnte jede Minute losbrechen. Er riet den Gefährten, alles im Stich zu lassen und aufzubrechen. Schwarze Wolken verhüllten das Gebirge, und drinnen im Tale tobte schon die wilde Schlacht. Als sie vor die Hütte traten, wurden sie mit kalten Schauern überschüttet, und Chechino wurde der Hut fortgewirbelt. Sie hielten einen Moment an, unschlüssig, welche Richtung sie einschlagen wollten. Die beiden Italiener waren für den Paß ins Ennetbirgische. Isidor aber fuhr sie an, ob sie von Sinnen seien und ins Verderben rennen wollten! „Talauswärts, und dort warten wir das gute Wetter ab. Und jetzt marsch!“